

Nr. 164. Bydgoszcz / Bromberg, 22. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auf diesen Ruf hin blieb der Ankömmling betroffen stehen; daran hatte er nicht gedacht. Auf den Hilferuf Luzies war er auf dem kürzesten Weg zur Rankenwand aufgestiegen, um, wie so oft schon, einen Verunglückten aus den Krallen des Bergtodes zu reißen, — — und jetzt stand er abermals unversehens diesem Mädchen gegenüber, daß in seinem Innern jene große, fremde Leidenschaft entfacht und seine Kräfte in einen wahren Aufruhr versetzt hatte.

Sein Gesicht versteinerte sich, und erst nach einer geraumen Weile näherte er sich zögernden Schrittes der kleinen Gruppe.

Von Angst und Vorwürfen gejagt, warf sich Luise ihm entgegen und hielt ihn umklammert. „Retten Sie ihn! Ich bin schuld an diesem Unglück; ich hätte ihn zurückhalten müssen und hab es nicht getan!“

Ohne mit einer Wimper zu zucken, hatte Bruno diese Selbstanklage des Mädchens angehört, und schob es dann sanft aber entschieden beiseite.

„Er lebt,“ sagte Richard . . ., aber es ist ihm so schwer beizukommen. I hab wieder umkehren müssen!“

„Vor zwei Jahren hab i da einen rauf, und der ist — — tot g'wesen!“ entgegnete ihm Bruno tonlos und rüstete sich zum Abstieg.

Unter anderen Umständen wäre es eine Lust gewesen, dem Burschen zuzusehen, wie er mit mutblitzenden Augen das Gelände abschätzte, wie er geschickt seine Seile knüpfte und mit seinen muskulösen Armen deren Festigkeit überprüfte . . . Endlich war alles so weit vorbereitet, und ohne ein Wort machte sich Bruno an seine schwere, gefährliche Arbeit.

„Helf dir Gott, Bruno!“ sagte Richard und alle anderen sprachen diesen frommen Wunsch stumm mit: sie waren fest überzeugt, daß es diesmal auf Biegen und Brechen ging; das zeigte das Gesicht des Burschen, auf dem der eiserne Entschluß zu lesen war . . .

Doch mochte keiner ahnen, daß Bruno gerade in diesen Augenblicken den schwersten Kampf mit sich selber zu führen hatte: oben stand jenes Mädchen, das ihn aus seinem friedvollen Gleichgewicht geworfen hatte — — und unten lag der junge Forstmann, sein Freund, der das Mädchen mit derselben Leidenschaft liebte. — — Wäre es nicht besser gewesen, er selbst, Bruno, läge da drunten, mit erbleichtem, stummem Mund? Einer von ihnen beiden mußte ja doch einmal das Feld räumen und fürs Leben entsagen. — — Ja, einmal mußte die Stunde kommen, da dieser Robert das Mädchen zum Altar führt . . . und dann werden sie fortziehen von Hochwies, die beiden Glücklichen! — — — Und er wird in seiner Heimat bleiben und in den Bergen nach dem Frieden suchen, den dieses Mädchen aus seiner einfältigen Brust verscheucht hatte . . . Und . . .? — — Ja, der Falkenhof wird einen neuen Besitzer haben, der erhobenen Hauptes über die stolzen, freien Höhen wandert, über die einst schon die alten Falken gingen.

Seine Hände fingen an zu zittern und seine Fußspitzen tasteten unsicher nach einem festen Halt.

„Bie Gott! Nit schwach werden!“ befahl er sich selbst und schöpfte einen Augenblick Luft, ehe er sich durch den gefährlichen Kaminspalt zwang . . .

Auch diese Schwierigkeit überwand er; hundertemal hatte er sich in der Kunst des Kaminkletterns geübt und seine Kraft an dem gigantischen Naturriesen gemessen.

Immer tiefer stieg er . . . bis er endlich festen Boden unter seinen Füßen spürte; er befand sich in einer feuchten, dunstigen Höhle . . . Ein matter Ruf drang an sein Ohr, der das Grollen eines nahen, unsichtbaren Bergquells kaum übertönte . . .

Endlich entdeckte er den Verunglückten: mit leuchtend weißem Gesicht lehnte er halb aufgerichtet an einer feuchten, kalten Felswand. So hatte der Arme nun beinahe fünf Stunden ausharren müssen, mit geschlagenem Willen, ganz dem Schicksal preisgegeben . . .

Bruno eilte auf ihn zu, richtete ihn auf und hielt ihn in seinen Armen fest . . .

„Bruno! Ich hab zu Gott gebetet, daß er dich zu mir schicken möge!“ sagte Robert matt und erschöpft.

Bruno konnte ihm nicht antworten. Der Anblick des Freundes, die dumpfe, drückende Stille . . . und vor allem der gewaltige Sieg, den er heute über sich selbst errungen, ließen ihn verstummen. Brust an Brust standen die Freunde nun da, und rechts und links türmten sich die Felsen hinauf gegen die Sonne — — und der eine fühlte des anderen Herzschlag. — — —

Diesen Augenblick wollte Bruno in seiner ganzen Unerhörtheit kosten . . . Aber dann erinnerte er sich des Verletzten, und hielt ihm die gefüllte Kognakflasche an den Mund und stärkte ihn.

„Wo bist du denn verletzt?“

Robert deutete erst an die Stirn, an welcher gestocktes Blut klebte, dann griff er schmerzlich nach dem rechten Fuß.

„Tot könntest sein, Robert! — — Ausharren!“ Bezwinglich sah er dem Freund ins Auge, daß sich der fast seiner Mattigkeit schämte.

Darauf kletterte Bruno einige Meter am Kamin hoch und schlug die Mauerhaken in den harten Fels . . .

Dieses Klopfen erlöste die Wartenden oben aus einem furchtbaren Bann; denn alle ihre Rufe hatte der Bursche unbeantwortet lassen, und schon hatten einzelne das Schrecklichste befürchtet, nämlich der Retter könnte selbst dem Bergtod zum Opfer gefallen sein. Da kündeten nun plötzlich dumpfe Schläge aus der Tiefe den Erfolg seiner Arbeit . . .

Den Freund fest über die Schulter gelegt, stieg Bruno aus der Schlucht, schritt schweigend durch die kleine Gruppe und legte den Verletzten auf die bereitgestellte Bahre.

Richard nahm sich sofort des Verunglückten an; er führte mancherlei Verbandzeug und Stärkungsmittel mit sich, und Kurt Hammer ging ihm geschickt zur Hand . . .

Während die anderen einen Kreis um den Forstmann bildeten und ihn mit allerlei Fragen bestürmten, die er jedoch noch nicht beantworten konnte, stand Bruno still bei-

seite. In diesem Augenblick seiner Größe glich er den unbezwinglichen Bergen, die ringsherum in die Höhe ragten. Sein steinernes Gesicht zeigte die Unerschütterlichkeit seines Willens, über seine nackten Knie tropfte Blut und auf seiner Stirne stand der Schweiß.

Des Retters gedachte im Augenblick niemand als der Gerettete selbst: stumm erwiderte Bruno die dankbaren Blicke, die ihm der Freund von der Bahre her zuwarf . . . und noch einmal glaubte er den fremden Herzschlag an seiner Brust zu verspüren, der vor wenigen Minuten, tief drunten in der Schlucht, mahnend an seine Seele gepocht hatte. — — Was war alles Glück der Welt und all die süße Leidenschaft gegen die Ruhe des eigenen Gewissens, gegen das Bewußtsein des Sieges über die eigenen, schwarzen Gedanken? — — —

Da fühlte er sich plötzlich an der Hand ergriffen; lange schon hatte ihn Luise dankbar und bewundernd beobachtet. Er hatte sie nur nicht bemerkt und schien alles um sich vergessen zu haben . . .

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken kann!" sagte sie mit leiser, tiefer Stimme.

Bruno lauschte dem fremden, eigenartigen Klang der Stimme, den er sein ganzes Leben hindurch nie mehr vergessen würde . . .

„Sie haben Ihr Leben gewagt!" sagte sie weiter, als er ihr keine Antwort gab.

Da schüttelte er den Kopf. „Dös ist nit der erste, den i da rauf hab!" sagte er, ohne sie anzusehen, vielmehr ruhten seine Augen auf der Brust des Freundes, auf der ein paar große Edelweißsterne leuchteten . . .

Einem plötzlichen Gedanken folgend, trat er vor die Bahre und nahm zwei der Blumen von der Brust des Freundes an sich und kehrte damit zu dem Mädchen zurück. „Nehmen Sie die Blumen zu sich, sie sind ja für Sie brockt worden!" sagte er und sah sie fest an.

Luise zögerte . . .

„Nehmen Sie s' doch!" wiederholte er etwas milder, nachdem er bemerkt hatte, daß sie unter seinem Blick erschauerte. „A Edelweiß ist kei Blum', wie jede andere; es hängt immer a Erlebnis dran, dös dem einen zum Glück, dem andern vielleicht zum Opfer wird! — — Und wenn Sie an den denken, der sie brockt hat, dann vergessens den nit ganz, der sie Ihnen 'geben hat!" Und er gab ihr die Edelweiß . . .

Ehe sie ihm antworten konnte, reichte er ihr die Hand zum Abschied. „Jetzt muß i wieder heim, und i bin so froh, daß i dösmal an Lebenden aus der Rankenwand g'holt hab, schon deswegen, weil er mein Freund ist!"

Sie drückte stumm seine derbe, feste Hand . . .

Gewaltsam riß sich Bruno los und trat noch einmal zu Robert, der nun, durch die Hand Richards kunstgerecht verbunden, zufrieden auf der Bahre lag. „Wie stehts?"

Robert verzog schmerzlich das Gesicht zur Antwort.

Aber Bruno sah ihm wieder so bezwinglich in die Augen, daß er sich abermals seiner Empfindlichkeit wegen schämte.

Mit einem kurzen Gruß an all die anderen ging Bruno rasch davon, wieder auf dem kürzesten Weg zu Tal . . .

Zur selben Stunde bewegte sich der kleine Rettungstrupp hinab zur Erlenberghütte. Silberweiß leuchteten auf der Brust des Geborgenen ein paar Edelweißsterne in der scheidenden Sonne . . .

Die Verbriefung.

Die Ernte war unter der Scheuer, bescheiden traten die Berge wieder zurück, hinter den dünnen, bläulichen Dunstkreis, golden leuchteten die Laubbäume von der Höhe hernieder: der Maler Herbst hatte wieder seinen unsichtbaren, farbenfrohen Pinsel angesetzt . . .

Wohlgerüstet für einen langen, strengen Winter stand der Falkenhof auf seiner Höhe, hinter dem Haus türmten sich hohe Brennholzschichtungen auf und über den Hof, durch die alten Eichen rauschte der Wind und trieb die ersten abgefallenen Blätter im Kreise um das stumme Kruzifix . . .

Alles ging scheinbar den alten Gang: die Dienstboten verrichteten, wie jedes Jahr, ihre regelmäßige Arbeit und aus dieser ruhigen, vorwinterlichen Zeit war nur eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen: der Fallmüller, der zeitlebens gegen den Falkenhof und dessen Besitzer wohl eine scheinbar grundlose dafür aber eine desto tiefer ankernde Abneigung im Herzen trug, konnte des öfteren beobachtet werden, wie er gemächlich über die Höhen wanderte und in dem feindlichen Hof Einkehr hielt. Dieser plötzliche freundschaftliche Verkehr hätte die umliegenden Bergbauern wie ein Wunder angemutet, wenn ihnen nicht bekannt gewesen wäre, daß der Falkenhof zum Verkauf stand und daß der Fallmüller aus irgendwelchen Gründen der kapitalkräftigste und rührigste Liebhaber dafür war . . .

Obwohl Bruno seit dem großen Streit den Falkenhof nicht mehr betreten hatte, war er doch über alles genau unterrichtet. Er wütete auf die Unselbständigkeit seines Bruders und beruhigte sein Gewissen. Oder hatte er nicht alles versucht, um ihn von diesem unüberlegten Schritt abzuhalten? — — Aber es war ja jedes Wort vergebens, so lange er der trotzigen bockbeinigen Martha Gehör schenkte . . .

Zu spät! — — Vorbei! — — Bruno starrte hinaus, als suche er nach einem Zeichen am Himmel, das den Frevel für alle Zeiten brandmarkte. Aber er fand nichts . . . Das Leben ist viel zu großzügig, als daß es sich von solchen Dingen, die zu tausenden täglich geschehen, aus der Bahn werfen ließe; und die Herbstsonne stieg mit demselben Glanz hinter den Bergen auf, ob nun ein Brautpaar zum Treuschwur an den Altar — — oder ein schwacher Bauer mit seinem Käufer vor den Notar trat: in beiden Fällen schlug eine Stunde des Schicksals . . .

Und eine solche Stunde hatte auch im Falkenhof geschlagen: zwei Bauern waren vor dem Notar gestanden und hatten mit ungelenker Hand ihre Namen unter das schicksalschwere Schriftstück gezeichnet . . .

Am Abend dieses furchtbaren Tages kam Karlin zu Bruno in die Säge — sie war eben im Dorf gewesen, um einige Einkäufe zu besorgen — und erzählte ihm mit umschleierter Stimme die erd- und himmelbewegende Neuigkeit.

„Verloren! — — 'rum! — — Dann hat er ja, was er schon lange wollt!" sagte Bruno gefaßt.

„Obs ihm aber an Segen bringen wird?" meinte Karlin und ließ nun ihren Tränen vollen Lauf.

„Warum nit? Der Fallmüller ist schlau, und mit seinen Goldfuchsen könnt noch a Dümmerer den Falkenhof umtreiben! — — Es ist bloß gut, daß der Vater die Stund' nimmer erlebt hat!"

„Und wenn er's erlebt hätt . . . dann tät er zu sei'm zweiten Buben sagen: Bruno, dir gehört der Hof und nit 'm Fallmüller! Der Fallmüller hat kein Recht drauf, drum nimm ihn ihm wieder!" Die Augen der alten Magd begannen ganz unnatürlich zu glühen . . .

Bruno lachte bitter auf: „Ja, i hab getan, so wahr mir Gott helf', was i hab tun können! — — Hätt i 's vermögen, dann wär der Hof heut mein, und hätt i mich mein ganzes Leben lang schinden und rackern müssen, um die Schulden abzutragen! Aber . . . i hab ja kein Weg nit g'funden!" Endlich brachen die zurückgehaltenen Tränen durch . . . „In Gottsnamen, jetzt ist's schon, wie 's ist!"

„Bruno, laß dein Kopf nit hangen! Der Fallmüller ist freilich schlau, aber a Mensch ist er wie jeder andere. Aber du, du bist a b'sonderer Mensch, Bruno, weil alles fertig bringst, was du fertig bringen willst! Lach mich nit aus, Bruno! I kenn dich besser, wie du dich selber kennst!"

„I weiß, Karlin, was du sagen willst . . ." Er schüttelte den Kopf. „I vermag nix mehr, Karlin, sonst wär's gar nit so weit kommen!"

„Wart ab, Bub! Es kommt amal a Zeit, wo du 's selber einsehen wirst, und selber mußt es sehen, wenn du die Kraft dazu aufbringen willst!"

*

Abwarten! — —

Nur mit Mühe brachte Bruno noch Lust zur Arbeit auf; oft stand er versonnen und untätig am Fenster der Säge und starrte hinaus . . . Was war die Säge ohne den Hof? Ein halbes . . . ein trauriges Bruchstück!

Freilich war er Zahlungsverpflichtungen eingegangen, die keine längerdauernde Untätigkeit duldeten, aber es fehlte ihm alle Lust zur Arbeit. Oft streifte er plan- und ziellos durchs Gebirge, als suche er nach Ruhe und Frieden. Unterdessen saß Karlin im Stübchen und ließ die Perlen des Rosenkranzes oft drei- bis viermal täglich durch ihre Finger gleiten . . .

Eines Tages kam ein Bote vom Falkenhof herüber und gab für Bruno einen Brief ab. Karlin konnte sich nicht enthalten, die paar Zeilen zu lesen: „Laß es gut sein, Bruno," schrieb Otto. „Wir dürfen uns nicht als Feinde trennen. Es hat wohl so kommen müssen. Morgen ziehen wir fort, vorläufig einmal zum Schwiegervater ins Ostrachtal, und dort werden wir erst sehen, was weiter geschehen soll. Glaub mir, ich hab dasselbe Opfer gebracht wie du, aber die Gesundheit meines Weibes muß es mir wert sein. Es wird einmal die Zeit kommen, wo du mich verstehen und mir diesen Schritt nicht mehr verübeln wirst. — — Sorge für Karlin, Bruno, schon um unseres Vaters selig willen. Otto."

(Fortsetzung folgt.)

„... weil noch das Lämpchen glüht."

Erzählung von Agnes Harder.

Der alte Rat war wieder in dem Gasthof eingekehrt, wo er alljährlich einige Ferienwochen zu verbringen pflegte, an einem Ort, den die Winterreise Goethes geheiligt hatte. Der Gasthof zehrte von diesem Ruf und hatte ein kleines Stammpublikum und ein großes von Durchgangsreisenden, die auf der Wanderung nach dem Brocken für einen Trunk oder eine Nacht einkehrten. Die Dauergäste waren daran gewöhnt, von ihren Stammplätzen in den Nischen zu den „Fliegenden" herüberzusehen, jungen Paaren, kurzhosigen Burschen und Mädeln im Dirndlkleid. Auch der alte Rat tat es. Er hatte sich an niemand angeschlossen. Einsam, wie er seit dem Tod seiner Frau war, blieb er auch hier. Nur mit dem Wirt sprach er zuweilen. Sie hatten ein gemeinsames Interesse, den Garten. Der Rat zog zu Hause Rosen, und der Wirt fing die Sonne hier oben unter dem Brocken für einen Steingarten ein. Sein Stolz aber war sein Erdbeerbeet. Das trug erst Frucht, wenn man im Tal Erdbeeren lange vergessen hatte. Auch jetzt stand ein Tellerchen köstlicher, roter Beeren auf der Anrichte, an der die Gäste vorüber mußten. Es war berechtigt, daß es nicht billig war.

Man aß zu Abend. Der Rat saß in einer Nische. Es war ein schöner Tag gewesen. Wanderndes Volk hatte die freien Tische besetzt. Es war nur noch ein rundes Tischchen frei, gerade vor der Nische. Da kamen zwei junge Mädchen, legten die Rucksäcke ab und strichen mit dem Taschenkamm durch die kurzen Haare. Suchend sahen sie sich um. Dann setzten sie sich an das runde Tischchen, auf das der Ober eben die Speisekarte legte.

„Annelie, das sag' ich dir, heute esse ich etwas Warmes. Das war ja eine tüchtige Leistung, von Andreasberg über die Wolfswarte. Dagegen ist morgen der Brocken wie ein Kinderspiel."

„Wir wollen sehen, Nörchen, du kennst ja unsere Kasse. Hör zu! Hammelbraten mit Bohnen 1,80, Kaßler mit Sauerkraut 2 Mark, Schinken in Madeira 1,75 — —" Jedesmal hatte ein Seufzer geantwortet. „Thüringer Bratwurst mit Kartoffelsalat 0,85, ein Butterbrot mit Harzerkäse 0,40 —"

„Nein, Annelie, nicht wieder Harzer Käse, bitte, bitte. Wenigsten sdie Bratwurst. Und dann ein Glas Apfelsaft. Solch ein großes Glas mit dem grünen Fuß." Und sie deutete nach der Nische hin, wo der Ober soeben den Apfelsaft neben den Teller des Rats stellte.

„Heiße Milch tut es auch und ist uns heut' nötiger." Und Annelie gab die Bestellung auf.

„Hol noch eine Ansichtskarte! Ich will nach Hause schreiben, daß wir übermorgen bestimmt kommen. Der Ständer steht neben der Anrichte."

Belustigt sah der Rat dem Mädchen nach, das so gern „warm" gegessen hätte. Die Freundinnen sahen gepflegter aus als die anderen Wanderer, in den offenen, klugen Gesichtern eine Familienähnlichkeit.

Da kam Nörchen zurück, die Karte in der Hand.

„Erdbeeren, Annelie, denke dir. Auf der Anrichte steht ein Teller mit Erdbeeren. Oh, Annelie —" Es war ein Unterton kindlichen Entzückens in dem Ausruf. Annelie schien nicht besonderen Wert auf die Tatsache zu legen. Sie nahm die Postkarte.

„Die Goetheterrasse. Morgen trinken wir auf ihr Kaffee. Morgen ist unser letzter Tag." Sie drehte den Füllfederhalter auf und schrieb.

„Warum wechselst du den Platz?"

„Weil — sieh nicht auf — die Bengels von der Wolfswarte sitzen drüben."

„Laß sie. Da kommt die Wurst. Diese Länge dürfte selbst dir genügen."

Nörchen erwiderte nichts. Sie aß. Der Rat aber winkte dem Ober. Dann hörte er, was sie sprachen, als der erste Hunger gestillt war. Es waren Basen. Nora sprach von der Tante. Sie verdienten schon, hatten Urlaub und mußten Montag wieder in ihren Bureaus sein.

„Einfach gräßlich. Es endigt auch noch damit, daß sie mich an die Luft setzen. Die Aufsicht hat einen Pik auf mich." — „Das mußt du dir nicht einbilden."

„Ich kann aber nicht anders. Ich muß immer denken, die Schreibmaschine ist ein Klavier. Dann kommt die Sehnsucht und der Grimm —"

Da stellte der Ober die Erdbeeren vor sie hin.

„Annelie —" — „Wir haben nichts bestellt."

„Ich habe Auftrag —" — „Wir danken."

Achselzuckend zog sich der Ober zurück.

„Du rührst sie nicht an, Nora, sie bleiben stehen." — „Aber, wer weiß — Riechst du, wie sie duften?"

„Nora, die Bengels drüben machen sich einen Witz mit uns. Sei kein Kind."

„Trag' sie fort, Annelie. Die Frechlinge. Wie können sie denken —"

Da stand der Herr aus der Nische vor ihnen, stellte sich vor und setzte sich an ihren Tisch. „Ich bin der Verbrecher. Ein alter Mann, dem Sie beide durch ihr Dasein eine große Freude gemacht haben, darf sich das doch erlauben?"

„Aber ein Fremder —" „Sie sind mir keine Fremden mehr. Sie sind vorhin, als Sie eintraten, gerade so auf mich zugegangen wie das Leben selbst. Mit dem habe ich heute in aller Stille eine kleine Auseinandersetzung gehabt. Ich werde heute sechzig Jahre, und ich bin allein. Da hielt ich Rückschau, und ich fand, ich hätte beim Schicksal noch etwas zu gut."

„Dann dank' ich schön", sagte Nora frisch und machte sich über die Erdbeeren her, und auch Annelie widerstrebte nicht länger. Man trennte sich erst nach einer Stunde. Als sie aufbrachen, war verabredet, morgen gemeinsam auf den Brocken zu steigen.

Der Rat stand noch lange am Fenster seines Zimmers. Er hatte den „Brockenblick". Es war Mondschein. Der Brocken war ganz klar. Der Rat dachte, daß der Tag mit seiner Versonnenheit ihn gerade reif gemacht hatte für soviel Jugend. Er hörte noch immer die Stimme, die so entzückt „Erdbeeren" gerufen hatte. So alt wäre seine Hanna jetzt, wenn sie leben geblieben wäre. Aber er hatte alles dahingeben müssen, alles, und es war doch so schwer erworben, in langen Jahren der Sehnsucht. Aber heute hatte er zum ersten Mal gedacht, daß seine Einsamkeit vielleicht doch selbstverschuldet sei und daß die unerbittliche Zeit niemandem erlaube, sich allein an einen gedeckten Tisch zu setzen, an dem gut und gern zwei Platz gehabt hätten.

Und am Abend war die Jugend auf ihn zugekommen. Er hatte dann erfahren, daß Nora eine Waise sei, bei ihrer Tante mit erzogen wurde, wo kein Überfluß herrschte, und daß die Notwendigkeit sie zur Schreibmaschine getrieben habe. Die Annelie, ja, die, die würde gewiß einmal Privatsekretärin in einem Ministerium — aber sie, sie könne nur Mundharmonika.

Auf der blies sie beim Anmarsch die alten Volksweisen, als sie am braunen Wasser des Goetheweges einher marschierten. War das ein herrlicher Tag. Droben lag die Welt vor ihnen. Die wirkliche Welt mit Städten, in denen einmal deutsche Geschichte gemacht worden war, und die Sagenwelt mit dem Kyffhäuser. Um sie alle Zeugen der Walpurgisnacht. Wie sie schwatzten — und mehr noch, — wie sie schwiegen! Beides brachte sie einander ganz nahe. Dann erzählte der Rat von seinem Heim in Naumburg und von seinem Rosengarten. Zum Schluß aber entwickelte er einen richtigen Plan. Nora solle ihre Stelle kündigen und zu ihm kommen. Versuchsweise erst, als Haustochter.

Bis sie wüßte, ob sie sich bei ihm einleben und seine wirkliche Tochter werden wolle, daß noch einmal Sonnenschein in sein Leben käme. Es gäbe gute Musiklehrer in Naumburg. Er wollte gern sachlich bleiben, damit er es bei der Jugend nicht verdürbe.

Als sie abstiegen, blies Nora „Freut euch des Lebens“.

„Weil noch das Lämpchen glüht“, summte er mit. Plötzlich blieb er stehen und umfaßte die ganze Pracht mit einem Blick.

„Weil noch das Lämpchen glüht“, wiederholte er andächtig.

Das verschlossene Zimmer.

Skizze von Josef Wernthaler.

Karl Hinrichsen mietete sich bei einer jungen Witwe ein. Sie überließ ihm das schönste Zimmer, das auf den ruhigen Garten hinausging, und bemerkte, sie vermiete nicht allein um des Geldes wegen, sondern in der Hauptsache darum, damit sie sich nicht so einsam fühle. Strahle nur Licht des Abends durch die Scheiben der Tür auf den dunklen Flur heraus, so beruhige sie das. Er möge sie, fügte sie verlegen hinzu, richtig verstehen. Ihr Mann sei vor drei Jahren an einer Angina gestorben, sie waren noch kein Jahr verheiratet gewesen . . . Wie sie das erzählte, ruhig und doch leise verlegen und endlich meinte, sie hoffe, sie beide kämen gut miteinander aus, mußte er sich sagen, daß er es bestimmt gut bei ihr haben werde.

Bei seinem Einzug fand er einen Strauß lila Nelken auf dem Schreibtisch. Er bedauerte es geradezu, als sie verwelkt waren und zeigte sich um so erfreuter, als bald nach den Nelken einige Rosen, weiße und rote, in dem Glase steckten. Es erstaunte ihn selber, daß er nun an den Abenden zu Hause blieb; sein Licht leuchtete jeden Abend auf den dunklen Flur hinaus. Auch fühlte er sich nicht allein wie sonst in möblierten Zimmern, immer vermeinte er, die junge Witwe sei beständig nah bei ihm, auch wenn sie sich in ihrem Zimmer aufhielt. Stets aber, wenn sie sich auf dem Flur oder in der Küche begegneten, freute er sich, mit ihr eine Weile zu plaudern, und sie war rührend in ihrer offenen, anmutigen Weise. Ja, als er eines Tages etwas später nach Hause kam und aus ihrem Zimmer eine männliche Stimme vernahm, mußte er sich beinahe erschrocken zugestehen, daß ihn dieser Besuch betrübte. Und er war froh, als er anderen Tages von ihr erfuhr, daß ihr Bruder sie besucht habe, was selten geschehe, weil er auswärts angestellt sei und wenig abkommen könne. Der Bruder hatte die Nacht in einem anderen Zimmer verbracht, das sonst unbewohnt, und, was ihm schon aufgefallen, meist verschlossen blieb.

Dieses Zimmer hatte sie ihm beim Einmieten auch nicht gezeigt. Es war nicht Neugierde, was ihn trieb, manchmal davor stehenzubleiben und zu lauschen, ob nicht doch jemand darin wohne. Es verlockte ihn beim Vorbeigehen hinzusehen, als müsse sich die Tür öffnen und ihm die Frau, ihr Dasein und ihre Vergangenheit näher bringen. Denn da alles um sie herum durch ihre Gegenwart so offen und freundlich war, erschien ihm die verschlossene Tür wie ein Widerspruch. Vielleicht war es das Zimmer ihres verstorbenen Mannes — dann allerdings sollte es mit Recht verschlossen bleiben, solange sie es für sich zu stillem Gedenken besitzen wollte.

Gestand er sich das auch zu, so war er doch nicht froh über diese Möglichkeit. Vor einiger Zeit hatten sie sich im Flur plötzlich aneinander gelehnt, die Arme ausgebreitet, als wollten sie sich umfangen. Dann aber war sie, als er sich ihr nun genähert, — mit einem Blick auf das verschlossene Zimmer eilig davongegangen und hatte sich am Abend nicht mehr gezeigt.

Nach wie vor blieb er die Abende zu Hause. Das Licht brannte bis spät in die Nacht durch die Scheiben auf den Flur hinaus. Auch die Frau blieb bis tief in die Nacht wach. Begegneten sie sich aber vor der verschlossenen Tür, so schlug sie die Augen nieder, und er wich ihr scheu aus.

Eines Abends kam er nach Hause und überraschte sie, als sie vor dieser Tür stand, den Schlüssel unentschlossen in der Hand. Bemüht, möglichst unbefangen an ihr vorbeizugehen, näherte er sich ihr. Kaum konnte er sehen, wie sie ihm winkte und ihn leise rief. Er blieb stehen, wagte aber keinen Schritt auf sie zu. Sie drängte jetzt lauter: „Kommen Sie!“ und nahm ihn ermunternd bei der Hand. Willig folgte er ihr in das Zimmer, das zu sehen er heimlich gewünscht hatte. Ein Raum, der sich nicht viel von andern unterschied: ein Empire-Schreibtisch, eine hohe Lampe mit bemaltem Papierschirm, ein Bücherregal, ein Sofa und eine Kommode. Auf diese deutete sie. Eine Uhr stand darauf, aber es war verwunderlich, daß sie die Zeit zeigte, die es gerade sein mußte. Er verglich sie mit der auf seiner Taschenuhr, und in der Tat: beide Uhren zeigten fünf Minuten vor sieben!

Sie lächelte. Fragend sah er sie an. Statt aller Antwort deutete sie nur auf die Uhr auf der Kommode. Das geschliffene Zifferglas funkelte im Abendlicht. Er erschrak fast über seine eigene Stimme, als er auf ihr Deuten wie gebannt sagte: „Es ist fünf vor sieben!“

Befriedigt nickte sie, und, ohne ihn anzusehen, sagte sie nun: „Um diese Zeit starb er, um diese Zeit, genau . . . Als ich gleich nach dem Eintritt des Todes ins Zimmer kam, um zu sehen, wann er gestorben war, da tickte sie nicht mehr. Sofort darauf schlug es sieben. Sie mußte also stehengeblieben sein, als er verschied . . . Und seit dem Tage ist sie still, und auch für mich steht die Zeit seither still. Drei Jahre lang . . .“

Langsam ging sie dabei auf die Kommode zu und strich über das Glas der Uhr. Dann, zu ihm aufsehend, tippte sie den Pendel an, zärtlich, leicht und silberfein klang das Uhrwerk: lebendig gewordene, klingende Zeit.

Die Stille in dem Zimmer war sofort eine andere, und zwischen ihnen, die sich an der Hand hielten und verwundert ansahen, pulste es wie das Ticken der Uhr, immer dichter schlugen die Sekunden des Herzens aufeinander. „Er wird nicht zürnen“, meinte sie, „daß ich die Uhr . . . daß wir die Zeit nicht mehr stillstehen lassen . . .“

Von diesem Tage an blieb auch das Zimmer unverschlossen, ungestraft gingen sie aus und ein, und mit ihnen war die Zeit wieder silbern hörbar, nicht nur gemessen von einem Räderwerk, sondern ausgefüllt vom Schlage des Daseins, das gute und schwere Tage bringt.



Lustige Ecke



Vorschlag zur Güte.



„Nun wird der Löwe ein Stück Zucker von dem Mund der Miß Stella nehmen. Einhundert Mark demjenigen, der dies Kunststück nachmacht!“

Stimme aus dem Publikum: „Entfernen Sie den Löwen, dann werde ichs versuchen!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.